

Aus dem Inhalt:

Zum Tempelgründungstag:
Die Tempelgesellschaft – ein
Modell freien Christentums

Geht uns das Alte Testament
noch etwas an?

Für eine glaubwürdigere
Taufpraxis

TREFFPUNKT
Gemeindemitteilungen

Die Tempelgesellschaft – ein Modell freien Christentums

Initiator und Gründer

Der Gründer der Tempelgesellschaft, Christoph Hoffmann, 1815 geboren, ist in der Welt des schwäbischen Pietismus aufgewachsen. Sein Vater ist Mitbegründer des mit gutmütigem schwäbischem Spott so genannten »Heiligen Korntal«, einer staatsfreien Brüdergemeinschaft. Einer der Angelpunkte des Denkens auch von Christoph Hoffmann ist: die damals herrschende Staatskirche kann unmöglich mit der Kirche des Neuen Testaments in eins gesehen werden. Schon die Reformationszeit hatte dort, wo die Kirche nicht wie in der Schweiz oder in den Freien Reichsstädten eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den staatlichen Instanzen erreicht hatte, zu der »Notlösung« des landesherrlichen Kirchen­tums geführt, d.h. der Fürst war zugleich Bischof, der Pfarrer Staatsbeamter; ein Abweichen von der Bekenntnislinie war Aufruhr gegen den Staat. Wo blieb da die lutherische »Freiheit eines Christenmenschen«?

Um diesem Bekenntniszwang zu entgehen, waren Tausende schwäbischer Pietisten nach Rußland ausgewandert, in die Krim, an die Wolga, in den Kaukasus (erst ab Mitte des vergangenen Jahrhunderts richteten sich die Auswandererströme nach Amerika). Den Auswanderern ging es nicht vorab um Bauernland, sondern sie waren beflügelt durch die Berechnungen des frommen Prälaten Bengel, der die »Wiederkunft Christi« auf das Jahr 1836 vorausgesagt hatte. In diese Zeit innerer Erregung müssen wir die Entstehung der Tempelgesellschaft rücken.

Hoffmann als »48er« war auch als Theologe ein sehr kritischer Mann. So konnte es nicht ausbleiben, daß er den Kirchendienst verließ und im »Salon« bei Ludwigsburg eine Erzieherstelle übernahm. Aber bald wird ihm der beschauliche, nur auf die Missionstätigkeit unter den Heiden bedachte Pietismus zu eng. 1848 wird er, wohl einer der Jüngsten jener erlauchten Geister, in das Bundesparlament nach Frankfurt entsandt. Das Problem »Christ und Welt« stellt sich ihm in seiner ganzen Breite: politisch, sozial, gesellschaftlich, religiös und kulturell. Obwohl im Grunde ein konservativer, ja monarchistischer Deutscher, erkennt er, daß man die Dinge mit der Tat angehen muß (es ist die Zeit eines Johann Hinrich Wichern, eines Gustav Werner u.a.).

Wie sieht Hoffmann eine neue Kirche?

An die Stelle der institutionellen Kirche soll ohne jede staatliche Bevormundung eine volksnahe Kirche treten, die ihre Synodalen wählt, in der das Bekenntnis nicht durch den Büttel geschützt wird, in der Diakonie aus verantwortlicher Liebe wichtiger ist als korrekte Rechtgläubigkeit. Die Laien sollen stärker engagiert werden, es soll keine (katholische) Priesterkirche und keine (evangelische) Pfarrerskirche geben;

nach neutestamentlichem Vorbild sucht Hoffmann mit seinen »Ältesten« das allgemeine Priestertum aller Gläubigen zu verwirklichen. Der Unterschied Priester/Laie soll fallen; alle Gläubigen sind Mitarbeiter Gottes. Unserem Schwaben (in Schwaben sei, sagt man, »jedes Haupt mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt«) geht es über die sich absolut setzenden Konfessionskirchen hinaus um die »Sammlung des Volkes Gottes«. Wenige vermochten damals dem Gedankenflug jenes »Avantgardisten« zu folgen.

Hoffmann und die Sakramente

Zwar hat Luther Dutzende von römischen Sakramentalien abgeschafft und die Zahl der Sakramente von sieben auf zwei reduziert; aber dann konnte er sich doch vom sakramentalen Denken nicht endgültig lösen. Er wußte so gut wie Zwingli, daß »die Täufer«, die vor allem im alemannischen Raum auftraten, seines Geistes Söhne waren, aber sie gingen der Wittenberger wie der Zürcher Obrigkeit einfach zu weit. So hielten auch die »Reformatoren« in der Frage der Kindertaufe starr am alten Brauch fest. Und in der Abendmahlsfrage hat Luther, der so scharf sich gegen die magische Transsubstantiationslehre (Lehre von der Wandlung der Elemente Brot und Wein in den realen Leib und das Blut Christi), vor allem gegen den »Greuel der Winkelmessen« wandte, sich selbst mit Zwingli überworfen. Seit jenen Tagen kommt die Frage um die Kindertaufe in der Kirche nicht mehr zur Ruhe, und aus dem »Gemeinschaftsmahl« der Christenheit ist ein Tisch der Zertrennung geworden.

Für Hoffmann ist die Tauffrage rein von Jesus her zu entscheiden. Jesus hat weder getauft, noch geht der sogenannte »Taufbefehl« auf den geschichtlichen Jesus von Nazareth zurück. So gibt es im Kreis um Hoffmann keine Kindertaufe; an ihre Stelle tritt die »Darstellung«, eine Dankfeier, bei der Eltern und Gemeinde verpflichtet werden, dafür besorgt zu sein, daß dieses Kind aufwachsen möge in einer Umwelt, in der der Geist Jesu herrscht. Und im Gemeinschaftsmahl führt der Geist Gottes die Glieder des Gottesvolks zusammen zu einer Feier, in der unter Danksagung (Eucharistie) die lebendige Gemeinschaft (Koinonia) gepflegt und die Liebe zum Bruder (Agape) sichtbar wird. Wie sollten Jesu Jünger, denen er »Brot des Lebens« ist, nicht einen Tisch decken mit »Brot für die Welt«?

Hoffmann und die kirchlichen Dogmen

Früh wendet sich Hoffmann gegen den in den altkirchlichen Bekenntnissen niedergelegten Dreieinigkeitsgedanken, der griechischen Ursprungs ist, Ausdruck eines bestimmten philosophischen Denkens. Jesus glaubte an den *einen* Gott als »Vater unser«; Paulus war jüdischer Monotheist und vergottete Jesus nicht, so hohe Würdenamen er ihm auch beilegte. Den Grund für die Niederlage der christlichen Kirche und den Verlust eines großen Teils der Mittelmeerländer an den Islam sieht Hoffmann in der Abkehr vom Eingottglauben hin zur Trinitätslehre. Ist es verwunderlich, daß ein Mann, der so denkt, Verbindung sucht mit den Christlichen Unitariern Englands und Amerikas wie den Quäkern, daß die Tempelgesellschaft

an den Weltkongressen für freies Christentum und religiösen Fortschritt aktiv teilnimmt?

Wie zum Dreieinigkeitsdogma nimmt Hoffmann kritisch Stellung zur kirchlichen Sühnethorie. So viele dem heutigen Menschen anstößige Kirchenlehren, sieht er, sind *nicht* im Neuen Testament verankert. Nirgends ist dort von Jesus als der zweiten Person der dreieinigen Gottheit die Rede. Und nirgends – das ist ungeheuerlich für pietistische Menschen mit ihrem »Karfreitags-Christentum« – nirgends in der Bibel wird Jesus als der am Kreuz gestorbene Versöhner gefeiert, der mit seinem Blut- und Selbstopfer einen zürnenden Gott umgestimmt habe. Jesus kennt keinen Vater, der seinen Sohn sich selbst als Sühnopfer schlachtet! Fällt damit nicht das ganze Christentum? Nein. Hoffmann ist und bleibt »Jesusaner«; er glaubt mit Paulus, daß in Jesus das unsichtbare Bild Gottes anschaulich geworden ist, mit Johannes, daß »wer ihn sieht, den Vater sieht«.

Von Hoffmann wird »Gottessohnschaft« als allgemeine Bestimmung des Menschen erfaßt; ihm ist Jesus »der erstgeborene unter vielen Brüdern«, nicht eine gestaltlose Idee, sondern persönlich verpflichtendes Leitbild.

Hoffmann und die Bibelkritik seiner Zeit

Hoffmann erkennt angesichts der »historischen Kritik« jener Tage deutlich, daß man mit dem Pochen auf den Bibelbuchstaben nicht mehr überzeugen kann; zu sehr hat die Textkritik alle vordergründigen Sicherheiten zerschlagen! Wankt und fällt dann aber nicht alles? Hoffmann ist zutiefst überzeugt, daß die Botschaft vom »Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit« unumstößlich ist. Dabei geht es ihm weniger um Vorstellungen über das Reich Gottes, vor allem im Zusammenhang mit der Frage nach Jesus als dem Messias, als um den zentralen Sinn der Frohbotschaft: aus Liebe zu Gott erwächst die Liebe zum Leben, zum Menschen, zur ganzen Schöpfung. Diese verantwortliche Liebe muß »Priorität« erhalten (Mt 6,33).

Es gibt Höchstwerte in der Verkündigung Jesu (Geschichte von Maria und Martha, die Gleichnisse vom Schatz im Acker und der köstlichen Perle). Und diesen inneren Dingen, der geistig-moralischen Existenz des Menschen, muß die führende Rolle zufallen. Dieser Ruf des Evangeliums fordert den Menschen zu einer Entscheidung heraus, die ihm nicht einfach »autoritär« abgefordert wird, sondern die sich an seine Einsicht, an seine Vernunft wendet.

Wenn wir das erste Wort Jesu mit Luther übersetzen: »Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen« – so mag es den mittelalterlichen Menschen mit ganz bestimmten Bußvorstellungen immer neu getroffen haben. Aber hat Luther dieses Jesuswort in seiner »Übersetzung« nicht bereits germanisch-mittelalterlich »interpretiert«? Mit seinem »metanoieite«, mit seinem Ruf zur Sinnesänderung, forderte Jesus den Menschen auf, daß er seine Vernunft (Nous) sozusagen »umpolen« (meta) solle. Sein Denken soll nicht mehr auf Geld, Genuß, Macht, Ansehen gerichtet sein, sondern aus verantwortlicher Liebe soll er mit seinen vernunftmäßigen Fähigkeiten darüber wachen, daß die ewigen Ordnungen beachtet würden. »So wird euch alles übrige zufallen.«

Der Gedanke des »Tempels«

Ganz im Bengelschen Denken von der Wiederkunft Jesu befangen hat Hoffmann einst versucht, aus alttestamentlichen Weissagungen zu zeigen, wie dem »neutestamentlichen Volk Gottes« auch ein Land zugehören müsse. Unter schwersten Opfern an Gut und Blut hat er mit seinen Glaubensgenossen die berühmt gewordenen Siedlungen der Palästinaschwaben aufgebaut, die nun vom »alttestamentlichen Gottesvolk« in Besitz genommen worden sind. Für die Templer in Australien wie in Europa erhebt sich nun die Frage: Gehört der Glaube an den »Tempel Gottes« in Palästina zum unveräußerlichen Bestandteil ihres Glaubensguts, oder ist überall dort Gottes Tempel, wo er »im Geist und in der Wahrheit angebetet wird«?

Freilich, solche »Anbetung« wird nie »rein geistig« sein. Das hat Wichern in seinem »Rauhen Haus« gezeigt, Fliedner in Kaiserswerth und Bodelschwingh in Bethel, die Averdieck in Hamburg und Gustav Werner in seinem »Bruderhaus«. Was die Templer in Palästina geleistet haben, an Aufbau von Schulen und Werkstätten, an gegenseitiger Hilfe durch Genossenschaften ist – ähnlich wie bei dem schwäbischen Pfarrerssohn Raiffeisen – eine aus dem Glauben und der Liebe und Vernunft fließende brüderliche Aktion. »Leiblichkeit« gehört nun einmal zu den »Wegen Gottes«.

Der Gedanke des »Tempels« scheint mir ein überaus fruchtbarer Gedanke für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft. In dem Pauluswort: »Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott« (1. Kor. 6,19) ist ein Ansatz für ein ganz neues Menschenbild gegeben. Wenn die Griechen in ihrer Spätzeit den Leib als Gefängnis der Seele werteten und das kirchliche Christentum solch spätgriechischen Gedanken folgend dazu neigt, leibfeindliche Askese als Höhe des Christenglaubens zu preisen (Zölibat), hier steht ein Menschenbild, das weder von der Biologie her das Erdzugewandte überbetont, noch in sublimem Spiritualismus sich als »schöne Seele« oder »reinen Geist« bewundert. Hier steht der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist, geschaffen »nach dem Bilde Gottes«, das »in Jesus ausgemacht ist«.

Der Gedanke des »Tempels« ist bedeutsam aber nicht allein im individuellen, sondern auch im sozialen Sinn. Hoffmann kannte keinen anderen Glauben als der sich im Leben bewährte, keinen Lehr-, sondern einen Lebensglauben. In seinem Blatt »Die Warte« nahm er zu allen Zeitfragen Stellung, zu Krieg und Frieden, zur Eidfrage, zur Zwangsimpfung, vor allem zur sozialen Frage. Aber das Entscheidende ist: obwohl die »Gottesdienste im Saal« weithin der brüderlichen Aussprache dienen, am Schluß geht es immer um die Betätigung des Glaubens. So wird die Tempelgesellschaft so etwas wie ein »offener Orden«, dem es im Sinne der Bergpredigt darum geht, »den Willen zu tun des Vaters im Himmel« in biblischem Realismus und schwäbischer Erdentreue, in heiliger Nüchternheit. Ein »Modell freien Christentums« war die Arbeit Sebastian Franckes wie die Albert Schweitzers, die beide aus demselben alemannischen Raum stammen wie Christoph Hoffmann. Ein »Unternehmen Jesu Christi«, in dem »auf allerlei Weise« sein Glau-

be dargelegt wird, war die Tempelgesellschaft und soll ein Modell freien Christentums nicht nur im 19. Jahrhundert gewesen sein, sondern es unter den veränderten Verhältnissen des 20. Jahrhunderts neu werden.

(Georg Schneider 1970 bei einem Seminar des »Degerlocher Arbeitskreises«)

Geht uns das Alte Testament noch etwas an?

Brigitte Hoffmann

Die Frage der Zusammengehörigkeit von Altem und Neuem Testament

Die in der Titelüberschrift enthaltene Frage wird immer wieder einmal von Tempelern geäußert – meist nicht als echte, sondern als rhetorische Frage gemeint: was geht uns das eigentlich noch an!

Mir scheint, hinter dieser Frage können zwei Haltungen stehen. Die eine: wozu brauchen wir überhaupt »heilige« Bücher, d.h. religiöse Unterweisung? Was zählt, ist unser Verhalten im täglichen Leben, und da haben wir als Maßstab unser Gewissen als die Stimme, durch die Gott direkt zu uns spricht. Damit wird Religion zur Ethik und Gott zum Sittenwächter umfunktioniert, und das bedeutet eine unzulässige Verflachung.

Aber auch wenn man davon absieht: die These selbst ist mehr als fragwürdig. Schon ein kurzer Blick in die Geschichte oder in die persönliche Erfahrung zeigt, daß das menschliche Gewissen eine nicht immer zuverlässige Instanz ist. Es ist immer vorgeformt durch die Tradition, es formt sich weiter durch die Überzeugungen, mit denen wir uns auseinandersetzen, oder wird manipuliert, wenn wir die Auseinandersetzung verweigern. Von den Azteken, die es als religiöse Pflicht ansahen, ihre Kriegsgefangenen den Göttern zu opfern, bis zu den vielen aus unserem Jahrhundert, die es als ihre Pflicht ansahen, Feinde ihres Volks, ihrer Klasse, ihrer Religion zu hassen und zu vernichten, oder dem allgegenwärtigen Streit, ob Selbstverwirklichung oder Entgegenkommen den andern gegenüber die primäre Verpflichtung sei – die Beispiele für eine Verfügbarkeit und Verführbarkeit des Gewissens sind unübersehbar.

Die andere Einstellung, die hinter einer Ablehnung des Alten Testaments steht, lautet in etwa: wir sind Christen, maßgeblich für uns ist Jesus, die »alten jüdischen Geschichten«, in denen so vieles steht, was uns gleichgültig oder abstoßend erscheint, sind damit für uns überholt.

Das ist teilweise sogar richtig. Trotzdem hat die Christenheit 2000 Jahre lang auch am Alten Testament festgehalten – und zwar (meiner Kenntnis nach) in allen ihren vielen, in sich so unterschiedlichen Kirchen, Konfessionen und Sekten. Warum?

Zunächst eine historische Antwort: die ersten Christen waren Juden, für sie enthielt dieses Buch, in dem das Handeln Gottes berichtet und gedeutet wird, in dem

oft Gott selbst spricht und Anweisungen gibt, göttliche Wahrheit – z.B. über die Entstehung, die Geschichte, die Bestimmung der Menschheit –, also Dinge, die jeder Gläubige wissen mußte, gerade auch die neubekehrten Heidenchristen, die von ganz anderen Vorstellungen herkamen. Und zumindest in den ersten Jahrzehnten, ehe Apostelbriefe und Evangelien allgemein verbreitet waren, gab es kein anderes schriftliches Dokument des neuen Glaubens, das man ihnen hätte in die Hand geben und im Gottesdienst hätte benutzen können.

Wichtiger ist etwas anderes. Von Anfang an setzte sich in dem neu entstehenden Christentum die judenchristliche Vorstellung durch, daß die Geschichte, wie sie im Alten Testament beschrieben ist, einem Heilsplan Gottes folge, der auf die Erlösung der Menschheit durch Jesus zielt, daß deshalb das Alte Testament in vielen Hinweisen und Prophezeiungen auf Jesus vorausweise. Anders ausgedrückt: das Alte Testament war sozusagen die Legitimation, der Beweis für die einzigartige Funktion Jesu als Sohn Gottes, als Messias, als Erlöser.

Nun ist Jesus für uns das alles nicht mehr – zumindest nicht im ursprünglichen Sinn –, und die Bibelforschung hat gezeigt, daß all die vermeintlich auf Jesus zielenden Prophezeiungen ursprünglich anders gemeint waren. Warum also sollen wir uns trotzdem noch mit dem Alten Testament befassen?

Die wichtigste Antwort heißt für mich: weil wir ohne das Alte Testament das Neue nicht richtig verstehen können. Jesus war Jude, und er sprach zu Juden, für ihn wie für seine Zuhörer waren die Schriften des Alten Testaments allgegenwärtig in einem Ausmaß, wie es heute wahrscheinlich kein religiöses Buch in keiner Religion mehr ist. Er sprach zu ihnen über das, was er anders sah als die bisherige Lehre: die Einstellung zum Gesetz, die Barmherzigkeit Gottes, der die Sünder annimmt, seine neue Auffassung vom Reich Gottes.

Über vieles andere, in dem sich sein Glaube nicht von dem seiner Zuhörer unterschied, brauchte er nicht zu sprechen, das verstand sich von selbst. Am wichtigsten und am deutlichsten wird das am Gottesbild. Wenn Jesus von Gott spricht, so spricht er vom Vater, der jeden annimmt, der zu ihm kommt; der aber auch von uns fordert, daß wir ebenso auch unsere Nächsten annehmen; gelegentlich auch von dem Richter über diejenigen, die das verweigern. Andere Aspekte Gottes tauchen bei ihm kaum auf; sicher nicht, weil es sie für ihn nicht gab, sondern weil es nicht notwendig war, darüber zu reden.

Diese anderen Aspekte Gottes in unserem Gottesbild stammen aus dem Alten Testament, zu einem guten Teil aus den Psalmen: Gott der Schöpfer, der sich in der Herrlichkeit seiner Schöpfung offenbart («Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk»); die Allgegenwart Gottes («Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen») und auch »Herr, du erforschst mich und kennst mich, ... du verstehst meine Gedanken von ferne ... von allen Seiten umgibst du mich ...«; aber auch die Unbegreiflichkeit Gottes («Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, spricht der Herr») und die Kleinheit des Menschen vor Gott («Siehe, meine Tage sind eine Handbreit bei dir, und mein

Leben ist wie nichts vor dir«) – wobei es nur wenige Zeilen weiter heißt: »Ich hoffe auf dich!« Ich denke, gerade weil dieses Gottesbild Widersprüche zuläßt, können wir uns darin wiederfinden. Daran ändert auch nichts, daß an vielen Stellen in den Psalmen Gott auch Züge zugeschrieben werden – Haß und Vernichtung für die Feinde, die Gottlosen –, in denen wir unseren Gott nicht wiederfinden.

Damit bin ich bei einem zweiten Punkt, der mir wichtig erscheint. Die Entstehungszeit der Bücher des Alten Testaments reicht über rund 1000 Jahre, und sie spiegeln die Entwicklung des Gottesglaubens des Volkes Israel – der weitgehend auch der unsrige geworden ist –, sie spiegeln die Glaubenserfahrungen vieler begnadeter Männer und Frauen (es sind tatsächlich auch Frauen dabei).

Das kann natürlich nicht heißen, daß wir diese Glaubenserfahrungen als die unsrigen übernehmen sollen, – das ist gar nicht möglich, weil sie sich zum Teil widersprechen, und weil z.B. der »eifernde« Stammesgott der Frühzeit, der die Feinde seines Volkes vernichtet, nicht mehr der unsrige ist. Aber gerade weil es verschiedene Glaubenserfahrungen sind und weil sie mit einer ungeheuren Intensität geschildert werden, können sie uns helfen, unseren eigenen Glauben besser zu verstehen.

Da ist das unbedingte Gottvertrauen Abrahams, der auf Gottes Geheiß sich aufmacht zu einem Zug in die völlige Ungewißheit; da ist der bittere Pessimismus des Predigers, der sein Gottesbild nicht zusammenbringt mit Leiden und Unrecht, das er um sich herum sieht, und der doch an seinem Gott festhält und akzeptiert, daß er dessen Walten nicht verstehen kann; da ist der Prophet Jesaja (richtiger: Deuterjesaja), der in tiefster Not und Erniedrigung sein Volk tröstet mit der großartigen Vision des Gottes- und Friedensreichs. Sie hat sich nicht erfüllt, aber sie hat über zweieinhalb Jahrtausende hinweg immer wieder Menschen begeistert und zu Leistungen angespornt, zu denen sie sonst nicht fähig gewesen wären – und vielleicht liegt gerade darin ein Teil der Erfüllung.

Es gibt noch etwas Drittes, was mich am Alten Testament begeistert: seine Anschaulichkeit, die Schönheit und Tiefe seiner Worte und Bilder. Das Neue Testament ist nüchterner, es ist primär Lehr-Buch; die Apostelbriefe sowieso, aber auch die Evangelien berichten vorrangig, was Jesus gelehrt hat – in den Gleichnissen allerdings wird auch das anschaulich –, und von seinem Leben nur das, was mit der Lehre zu tun hat: die Heilungen, Tod und Auferstehung.

Natürlich will auch das Alte Testament »belehren« – es will das Handeln Gottes aufzeigen. Aber es tut das meist in Geschichten, Bildern, in Worten von dichterischer Schönheit. Ich habe erst vor kurzem darauf hingewiesen, daß Geschichten und Bilder uns oft mehr, in einer tieferen Schicht ansprechen als theoretische Erkenntnis. Und es kommt hinzu: sie sind – durch den Bildcharakter – vieldeutiger und damit oft auch vielschichtiger.

Ich möchte wenigstens an einigen dieser wunderbaren Bilder zeigen, was ich meine. Da ist z.B. die Geschichte vom Sündenfall – über die ich schon so oft geredet habe, daß ich mich hier kurz fassen kann. Sie ist der Versuch einer Erklärung, wie das Böse in die Welt kam, die Geschichte eines Ungehorsams und der

Strafe dafür. Gleichzeitig aber enthält sie eine großartige Wahrheit: die Erkenntnis von Gut und Böse ist das, was den Menschen Gott ähnlich macht, was ihm seine Würde, seine Freiheit, seine Fähigkeit zur Entwicklung gibt, – und gleichzeitig ist sie das, was den Menschen für immer aus dem Paradies der Unschuld vertreibt.

Oder die Geschichte von der Sintflut. In der obersten Schicht ist sie eine Sage von einer großen Überschwemmung, die sich ganz ähnlich auch im babylonischen Gilgamesch-Epos findet, – und neueste geologische Forschungen weisen darauf hin, daß dem möglicherweise ein erdgeschichtliches Ereignis zugrunde liegt: nachdem Mittelmeer und Schwarzes Meer während der Eiszeit weitgehend trocken gefallen waren, füllten sie sich mit dem Schmelzen der Eismassen (nach geologischen Maßstäben) sehr rasch wieder auf und verschlangen weite Lebensräume der damaligen Nomaden. Zugleich ist es die Geschichte einer Bestrafung, die zugleich eine Erneuerung ist: Gott vernichtet die Menschheit um ihrer Sünden willen, aber Noah, der Gerechte, wird gerettet, mit seiner Familie, um eine neue – bessere? – Menschheit zu begründen. Und dann steht am Ende das wunderbare Wort vom Bund Gottes mit Noah, mit den Menschen: »Ich will hinfert nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf ... Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.«

»Denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf« – da ist der Gedanke wieder: Gott akzeptiert die Freiheit zum Bösen, die er seinen Geschöpfen gegeben hat, weil sie zugleich die Freiheit zur Entwicklung ist. Daß er es zwischenzeitlich offenbar vergessen hat, gehört zum archaischen, menschenähnlichen Gottesbild des frühen Alten Testaments.

Oder, ganz ähnlich, die Fürbitte Abrahams für Sodom und Gomorrha: Gott möge die Städte nicht, wie er beschlossen hatte, verderben, wenn sich fünfzig, dann zehn, dann fünf Gerechte darin fänden. Das vordergründige Bild: die beiden feilschen wie die Händler auf dem Basar. Und ein Gott, der erstens nicht weiß, ob sich in Sodom noch zehn Gerechte finden, und der zweitens gar nicht daran gedacht hat, daß das so sein könnte, paßt schlecht in unsere Gottesvorstellung. Andererseits aber: da ist ein Mensch, der von verzweifelterm Erbarmen getrieben wird, mit seinem Gott zu kämpfen, und ein Gott, der sich von diesem Erbarmen anrühren läßt und verspricht, die Stadt auch noch um fünf Gerechter willen zu verschonen. Das ist die Vorstufe zu Jesu Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen: Gott läßt das Unkraut wachsen, damit der Weizen nicht vernichtet werde.

Ich denke, die Beispiele haben deutlich gemacht, wie man – meiner Ansicht nach – das Alte Testament lesen kann: nicht als historische und nicht als ewige Wahrheit, auch nicht als eine Sammlung von Vorbild- und Beispiel-Geschichten – vieles an den alttestamentlichen »Helden«, Isaak und Jakob, Saul und David usw., ist gar nicht vorbildhaft; gerade deshalb sind sie so lebendig –, sondern als eine Sammlung von religiösen Bildern, auf die man sich einlassen, über die man manchmal auch lächeln kann; aber wenn man sich darauf einläßt, kann man – nicht immer, aber immer wieder – ewige Wahrheiten hinter dem Bild erkennen.

Das gilt nicht für alle Teile des Alten Testaments. Vieles, z.B. die Detailvorschriften des jüdischen Gesetzes, ist für uns Heutige irrelevant; vieles – weite Teile der Bücher Josua, Richter, Könige, Chronik, Esra – ist zwar historisch und religionsgeschichtlich interessant, sagt uns aber religiös nicht viel. Und auch in den Büchern, die für uns wichtig sind – außer der Urgeschichte z.B. die Psalmen, die Propheten, Hiob, Prediger –, steht vieles, was wir heute nicht mehr akzeptieren oder was uns unwichtig ist, vieles auch, was sich wiederholt. Man kann – als Laie – nicht *das* Alte Testament lesen, aber es lohnt sich sehr wohl, *im* Alten Testament zu lesen.

Und zum Schluß noch eine Anmerkung für uns Templer: Christoph Hoffmann fußte sehr stark auf dem Alten Testament. Wenn er von der »Weissagung« spricht, meint er die Visionen der Propheten vom kommenden Gottes- und Friedensreich. Auch wenn wir darin heute anderer, oder teilweise anderer, Meinung sind als er: wir sollten wenigstens wissen, *was* er meint und *warum* wir anderer Ansicht sind.

Für eine glaubwürdigere Taufpraxis

Unter diesem Titel hat der evangelische Pfarrer Jochen Vollmer aus Balingen in einer neu erschienenen Ausgabe des »Forums Freies Christentum« (Heft Nr. 36) seine Bedenken zur Kindertaufe formuliert. Er führt aus, daß die Taufe in der Kirche zu einem Problemfall geworden sei; ihr Sinn werde schon seit langem nicht mehr verstanden; und viele machten diese Praxis eben mit, weil »es so Brauch sei«. Und er hebt hervor, daß viele Tauftexte geeignet seien, die Taufe als ein magisch wirkendes Geschehen mißzuverstehen.

Wir Templer sollten für die mutigen Gedanken dieses Pfarrers Interesse zeigen, nachdem Christoph Hoffmann schon vor 100 Jahren ähnliche Argumente vorgebracht hatte und wir in der Tauffrage auch heute noch seinen Standpunkt einnehmen. Das Heft kann jederzeit von der TGD-Verwaltung zum Preis von DM 6,- zuzüglich Versandkosten angefordert werden.